Nachdenken über das koloniale Erbe Ilanz, 11.08.2023

Ich erlaube mir Sie zu fragen: Haben Sie persönlich schon einmal über das KE nachgedacht? Ich muss gestehen, dass ich dies noch nie ernsthaft gemacht habe.

Das KE - also das, was aus dem Vorgang der Kolonisierung herrührt? –
Die Begriffe Kolonisierung oder Kolonisation lösen bei mir zwar ein Unbehagen aus. Es ist aber nicht allzu stark, denn Kolonisation ist ja Geschichte.

Kolonisation hat in den vergangenen Jahrhunderten stattgefunden. Und ausserdem weit weg. Einen Kontinent zu besetzen, Länder nach Belieben unter einigen, salopp gesagt Interessenten aufzuteilen, die Landesgrenzen willkürlich mit dem Lineal zu ziehen – das ist heute undenkbar, das ist vorbei.

In dieser krassen Form wohl schon. Nur ist die Sache damit nicht erledigt. Die Folgen dauern an. Um nur einen Aspekt zu nennen: Nicht nur ehemalige Kolonialmächte beuten bis heute ehemalige Kolonien aus – Stichwort Bodenschätze. Diese werden vor Ort abgebaut, selten aber vor Ort verarbeitet. Vielmehr werden sie weltweit gehandelt. Die Schweiz ist DIE Drehscheibe für diesen Handel mit Rohstoffen – was dies wirtschaftlich, profitmässig, ethisch bedeutet ist ein Kapitel für sich.

Die Schweiz war keine Kolonialmacht. Von den Auswirkungen der Kolonisierung aber profitiert sie in hohem Mass. Das Erbe ist also ‘aktiv’.

«Nachdenken über das koloniale Erbe»: nicht nur die Aufforderung dazu, sondern gerade auch die Bezeichnung dieses Projekts hat mich auf Anhieb angesprochen. Ich möchte ihn deshalb näher anschauen.

«Nachdenken über das koloniale Erbe» ist eine Einladung.
Zum **Nachdenken** braucht es Bereitschaft, es braucht Besonnenheit, Konzentration und Unvoreingenommenheit. Nachdenken ist motiviert durch den Wunsch zu verstehen, Fragen zu stellen und unangenehme Antworten zu ertragen, z.B. die Erkenntnis, inwiefern unser Land und damit wir selbst im Komplex ‘koloniales Erbe’ involviert sind.

Nachdenken kann man allein, Nachdenken kann man in der Gemeinschaft, was den Austausch begünstigt. Dieser ist ein wichtiger Teil der Installation.

Das **Erbe** ist ein neutraler Begriff, es gibt ein positives sowie ein negatives Erbe. In jedem Fall bezeichnet das Erbe etwas, das weitergegeben wird, sei dies materiell oder ideell. Sprechen wir von kolonialem Erbe, dann bekommt der Begriff eine andere Färbung.

Das koloniale Erbe bezeichnet das, was aus der Zeit des Kolonialismus 'noch da ist', was fortwirkt, was sichtbar oder vermutlich häufiger unsichtbar präsent ist. Präsent nicht nur aus der Zeit des Kolonialismus, sondern vielmehr aus der Haltung der Kolonisatoren.

«Nachdenken über das koloniale Erbe» heisst für mich dringlich Nachdenken über die Haltung, aus der heraus kolonisiert wurde. Und über die Frage, welche Haltung wir heute einnehmen. Oder vielmehr: welche Haltung ich einnehme.

Der Akt der Kolonisierung hat eine Vorbedingung: man muss sich die Legitimation dafür zurechtlegen. Man muss überzeugt sein, dass man das Recht (!) hat, ein Land oder gar einen Teil eines Kontinents zu besetzen. Dass man das Recht hat, die Bodenschätze auszubeuten. Dass man das Recht hat, nach Belieben Kulturgüter zu rauben. Und schliesslich, am Gravierendsten: Dass man das Recht hat, die ansässige Bevölkerung als Arbeitskräfte zu versklaven, sie zu deportieren, sie zu töten.

Worauf fusst diese Überzeugung, dass man das Recht dazu hat? Dass man legitimiert ist, dies zu tun? Meines Erachtens fusst das 'Recht' zur Kolonisierung auf der Überzeugung, dass die eigene Zivilisation, die eigene Kultur, die eigene Geschichte allem überlegen ist, was man – ich sage jetzt mal - 'woanders' antrifft.

Diese Haltung, diese Überzeugung, dieses Denken hat einen ganz konkreten Ursprung. Im Nachdenken über das koloniale Erbe bin ich auf eine «Denkerin von Beruf» gestossen. Nadja Yala Kisukidi ist Philosophin und Kulturwissenschaftlerin. Sie lehrt an einer Universität in Paris. Die folgenden Ausführungen stützen sich wesentlich auf ein Gespräch, das in einer Sendung des Deuschlandfunks DLF ausgestrahlt wurde.1)

Kisukidi fordert die Dekolonisierung des Denkens! Was heisst das? Das heisst zunächst, den Ursprung unseres Denkens in den Blick zu nehmen. Europa ortet die Ursprünge seiner Kultur im antiken Griechenland und beruft sich in seinem geistigen Selbstverständnis auf die Antike. Mit dieser Epoche beginnt das Studium der Kunstgeschichte, der Philosophie, der Zivilisationsgeschichte an den Universitäten. Philosophen wie Seneca oder Platon sind folglich unsere direkten Vorfahren, unsere Baukunst nimmt ihren Anfang in antiken Bauwerken, die griechische Sprache gilt bis heute als Inbegriff der Bildung und Intellektualität. In Griechenland wird der Beginn der Zivilisation, der Philosophie, der Geistesgeschichte verortet.

Die Philosophin Nadja Kisukidi hält fest, dass diese Perspektive äusserst eingeschränkt ist. Der vermeintliche Beginn der Zivilisation wird als regelrechtes Wunder gehandelt: das Auftauchen einer Hochkultur aus dem Nichts. Als erstes sollte laut Kisukidi diese Überzeugung 'dekolonisiert' werden. Lässt man die Logik des Wunders fallen, stellt sich die Frage, was es denn vorher gab. Es gab selbstverständlich weltweit den Austausch von Ideen, es gab Wanderbewegungen, Reisen von Gelehrten, Denkschulen. Das Denken, die Philosophie kann nicht mit westlicher Zivilisation gleichgesetzt werden.

Unser Denken zu dekolonisieren heisst für Nadja Yala Kisukidi zuallererst, einen Komplex aus Ungerechtigkeit, Gewalt und Dummheit aufzulösen. Dieser will uns weismachen, es gäbe Denkwüsten. Wenn man unvoreingenommen die Ursprünge des Denkens in den Blick nimmt, dann kann man nicht mehr behaupten, es hätte ausserhalb Europas kein Denken gegeben. Selbstverständlich gab und gibt es in Asien, in Amerika, in der Karibik, in Afrika und Ozeanien seit Jahrhunderten beeindruckende Denker – wir haben uns nur nie wirklich dafür interessiert, kennen keine Namen.

Man hat eine Geschichte der Philosophie geschrieben, die ihre grossen Legenden hervorgebracht hat. Es gilt, in Dialog zu treten anstatt vermeintlich unüberwindbare Differenzen zwischen Völkern und Geisteshaltungen zu verteidigen. Auf diesen Differenzen zu bestehen heisst auch, auf ein bestimmtes Vokabular zurückzugreifen. Dessen gefährliche Wirkung kennen wir. Der rassistische Wortschatz verteidigt die Idee der grundsätzlichen Unterschiede zwischen den Völkern. Er etabliert Hierarchien.

Denken und Sprache gehören selbstverständlich zusammen. Es gibt keine unschuldige Sprache. Und jede Sprache hat ihre Geschichte. Nachdenken über

das koloniale Erbe, das heisst unbedingt auch Nachdenken über unsere Sprache. Dass sich in unserer Sprache, und damit meine ich jetzt im Deutschen, viele rassistische Begriffe finden, ist längst bekannt. Es ist gut, dass dieser Aspekt des kolonialen Erbes – die Sprache – nunmehr intensiv und kontrovers diskutiert wird.

Eine solche Kontroverse hat aktuell ein Ereignis im Basler Literaturbetrieb ausgelöst. Der renommierte Schweizer Autor Alain Claude Sulzer lebt in Basel. Er hat beim Kanton Basel-Stadt einen Förderbeitrag für sein neues Romanprojekt beantragt. Wie üblich bei solchen Gesuchen, reichte er dem Fachausschuss rund 20 Seiten des Textes ein, an dem er arbeitet. Unüblich ist, dass Sulzer einige Wochen später aufgefordert wurde, seine Textprobe zu kommentieren. Man wollte wissen, was seine Überlegungen beim Gebrauch der Bezeichnung ‚Zigeuner' in der Textprobe seien. Und ob die stereotype Beschreibung des Wohnumfelds, in dem die Hauptperson des Romans lebt, für das Gesamtprojekt relevant sei.

Sulzer zog seinen Antrag zurück. Er war verärgert und empfand das Vorgehen der Behörde als Versuch, Druck auszuüben und Einfluss zu nehmen auf ihn als Schriftsteller. Ja, er sprach gar von Zensur.

Worum geht es? In der eingereichten Textpassage erinnert sich die Erzählfigur, ein etwa 65-jähriger Mann, an seine Kindheit und Jugend in den 1960er/1970er-Jahren. Er lebte in einem Haus, wo auch Sinti und Roma lebten. Als Jugendlicher bezeichnete er, und nicht nur er, diese mit dem heute verpönten Z-Wort.
ACS verteidigte sich in einem Interview über die Verwendung des inkriminierten Worts. Es werde in seinem Roman von einem Mann benutzt, der «wie jeder Ich-Erzähler mit sich selbst spricht und dabei die Wörter verwendet, mit denen er sozialisiert wurde.» In der erzählten Zeit, also in den 1960er/70er Jahren, seien Begriffe wie Sinti und Roma noch gar nicht benutzt worden.2)

Wir sehen uns einem Problem gegenüber, das in Literaturkreisen hitzig diskutiert wird. Eigentlich sind es zwei Probleme: Wie sollen wir mit historischer Literatur umgehen und wie mit aktuellen Texten?

Weit verbreitet ist die Forderung, in historischer Literatur Wörter zu eliminieren,

die aus aktuellem Verständnis problematisch sind. Oder ganze Passagen zu streichen, die aus heutiger Sicht inakzeptabel sind. Oder Bücher ganz verschwinden zu lassen, die dem Zeitgeist nicht mehr entsprechen.

Wir alle sind mit Büchern aufgewachsen, die Verdächtiges enthalten: *Robinson Crusoe* von Daniel Defoe, *Tom Sawyer und Huckleberry Finn* von Mark Twain, *Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer* von Michael Ende. In diesen Büchern finden sich Begriffe und Bilder, die heute problematisch sind. Sie enthalten stereotype Zuschreibungen, die heute irritieren, vielleicht sogar beschämen.

Und dennoch: Ich empfinde ein Unbehagen, wenn – nachträglich – Texte korrigiert werden. Wenn Geschichten, die vor langer, manchmal sehr langer Zeit geschrieben wurden, bereinigt werden. Wenn sie den moralischen Kriterien unserer Gegenwart angepasst werden. Literatur spiegelt Geschichte, Literatur bildet eine Zeit ab. Bücher sind Zeugen einer Denkweise. Sollte das Bereinigen von Texten konsequent gehandhabt werden, dann müsste auch «Der Struwwelpeter» von Heinrich Hoffmann aufgrund seiner haarsträubende Pädagogik umgeschrieben oder vielmehr beseitigt werden. Auch die brutalen, gewalttätige Geschichten um «Max und Moritz» von Wilhelm Busch können so gesehen nicht bestehen, ebenso wenig Internatsromane von Edit Blyton, in denen Mädchen und Jungen aus heutiger Sicht längst überholte Rollenbilder transportieren.

Wie steht es aber mit Texten, die heute geschrieben werden? Darf Alain Claude Sulzer das problematische Wort ‘Zigeuner’ verwenden? Das Wort, das in der Zeit der Romanhandlung unproblematisch war? Literarische Texte spielen in den meisten Fällen mit einem Kontext. Wird dieser Kontext in der Beurteilung – in diesem Fall durch die Kommission – ausser Acht gelassen, wird es schwierig. Literarische Texte sind keine Aneinanderreihung von einzelnen Wörtern. Die Fixierung auf Negativlisten von Einzelwörtern und ‘Stellen’ hat etwas Obsessives.

Nachdenken über das koloniale Erbe: Ich denke, der Blick zurück auf die Prämissen dieses Erbes ist wichtig. Er schärft die Wahrnehmung für unsere Denkmuster. Denken bildet sich in der Sprache ab, ob gesprochen oder

geschrieben. Hier ist Sensibilisierung gefragt. Weder Verbote noch Gleichgültigkeit sind hilfreich, vielmehr weiterhin das Nachdenken über das koloniale Erbe.

Ich danke Cilgia Rageth für die Einladung, ja die unmissverständliche Aufforderung an uns alle, dies zu tun.

Martina Kuoni, Literaturvermittlerin und Publizistin, lebt in Basel.
www.literaturspur.ch

1) Deutschlandfunk Kultur heute
Dekolonisierung des Denkens - Philosophin Yala Kisukidi im Gespräch mit Änni Seidel.
19.07.2020

2) St. Galler Tagblatt, 12.06.2023